

135

| | |
|--|-----------|
| Intro/Impressum | 5 |
| Parforcetour im Potpourri | 6 |
| Japans Spagat | 11 |
| Gegen Ablehnung und Klischee | 14 |
| „unArtig“ | 16 |
| Die schöne Zauberin | 18 |
| Bürger.Liebe.Kunst. | 20 |
| Der alte Mann und die Stadt | 24 |
| Gigant der amerikanischen Literatur | 28 |
| Shortcuts | 30 |

Wie es euch gefällt

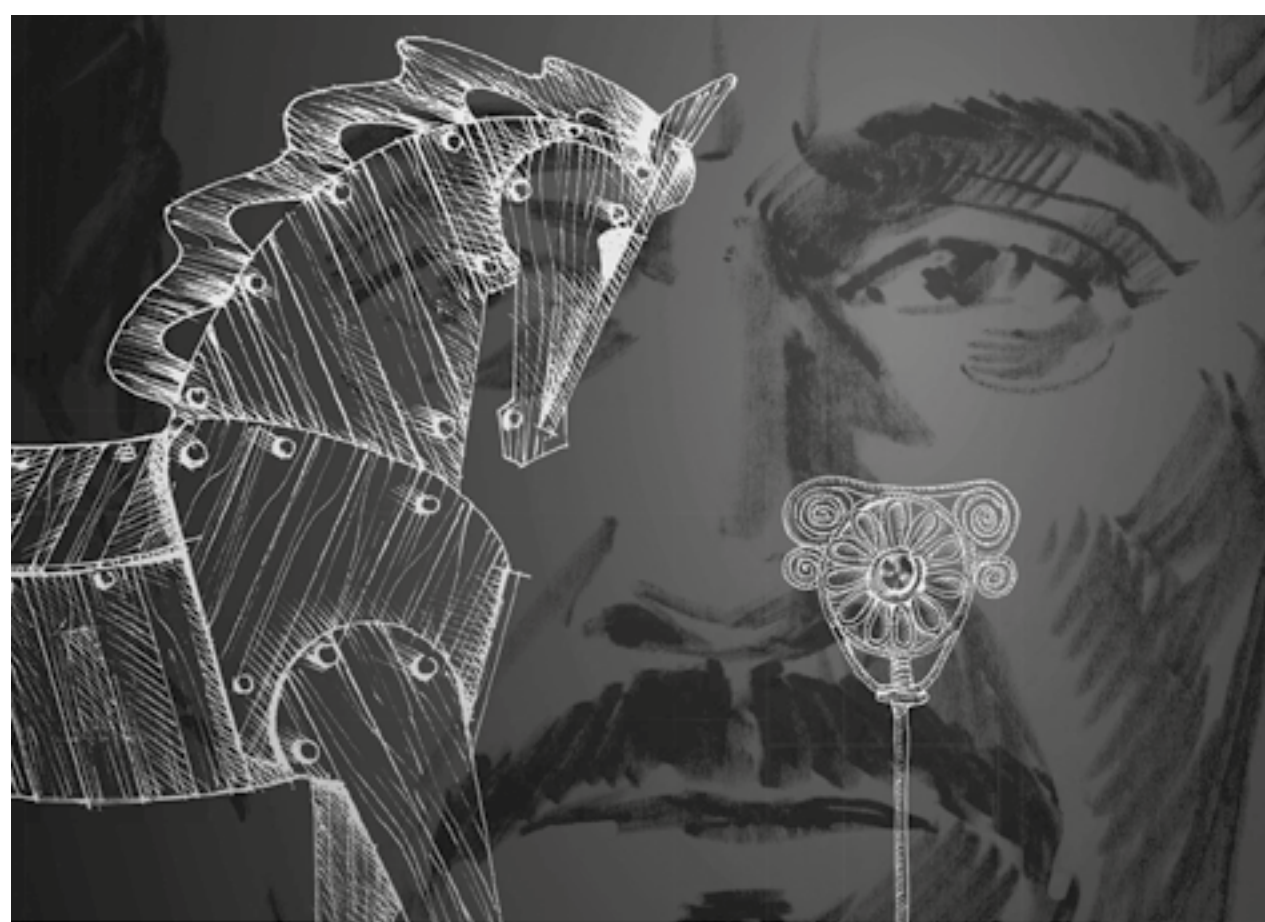
Cartoons
von Gerhard Glück



16. März - 16. September 2018

**Deutschordensmuseum
Bad Mergentheim**

Gerhard Glück, „Mein schönstes Urlaubsbild“, Gerardo emilio



Heinrich Schliemann

TROJA

15. Juni – 4. November 2018

Knauf-Museum Iphofen

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel. 093 23 / 31 - 0

Öffnungszeiten: Di. bis Sa. 10 – 17 Uhr, So. 11 – 17 Uhr • www.knauf-museum.de

HIROYUKI MASUYAMA WELT/REISE/ZEIT

Museum im
Kulturspeicher
Würzburg

4.8.
– 4.11.
2018

M u s e u m i m
K u l t u r s p e i c h e r
W ü r z b u r g

www.kulturspeicher.de

Juli/August 2018

Intro

Vielleicht hatten Sie ja jüngst die aktuelle Ausgabe eines Hochglanz-Kunstmagazins in der Hand und sich gewundert, prangten Ihnen doch darin auf einer Doppelseite zwei gut ausgeformte Hinterteile, samt restlichen Körpern entgegen. Blank, wie Gott sie schuf. Mitten im Museum.

Passend zu den seit Wochen anhaltenden, hochsommerlichen Temperaturen, waren findige Leute auf die Idee gekommen, eine FKK-Führung durch das Palais de Tokyo in Paris anzubieten, so verkündet das Magazin weiter. Als die französische Nudisten-Vereinigung Association des Naturistes de Paris via Facebook die Teilnehmerplätze avisiert hatte, bekundeten 25 000 Leute Interesse. 161 Besucher durften sich schließlich hüllenlos und unbeschwert von lästigen Textilien in der Ausstellung „Discorde, fille de la nuit“ zwischen Kunstwerken und Körpern bewegen. Morgens, von 9.30 und 11.30 Uhr, – das ist löblich – vor dem eigentlichen Besucherandrang.

Wir selbst waren nicht dabei und hoffen, daß in Zeiten von Fake News und Lügengeschichten, die Sache stimmt, das Foto im „art“ wirkte jedenfalls überzeugend. Allerdings sind die Hinterteile wohl eher der Hingucker, denn die mit abgebildeten Kunstwerke. Das ist die Crux der Gegenwart. Immer mehr steht der Event im Mittelpunkt des Interesses. Schlagwörter wie Immersion, Eintauchen in die „Materie“, das „Abholen“ der Besucher, Hauptsache Aktion und Interaktion, geistern schon durch die Flure der Museen, schrecken Kuratoren auf im Kampf gegen die hochsommerliche Stille. Draußen beschallen indes Musikveranstaltungen, – die Konzertveranstalter haben das Prinzip längst im Griff – die Ecken und Plätze der Städte.

Glücklicherweise hängt Würzburg meistens neuen, künstlerischen Strömungen und Entwicklungen hinterher, so daß wir hier mit einer Nacktführung oder einem hüllenlosen Konzertbesuch frühestens im Januar oder Februar 2020 zu rechnen haben. Dann wahrscheinlich in modifizierter Form, schließlich kommt die Farbe Blau mit ins Spiel durch die unterkühlten Teilnehmer. Allerdings wird Nürnberg, seit Jahren Veranstalter der „Blauen Nacht“ etwas dagegen haben. Aber die Sucht nach Originalität beschert uns ja möglicherweise einen Tag des geröteten Hinterteils, inspiriert durch die Heizstrahler in Museum und Konzertsaal. Warten wir's ab!

Einen schönen Sommer noch. Wir machen Pause bis September. Die Badehosen und Bikinis lassen wir an.

Aus der Redaktion

nummereinhundertfünfunddreißig

herausgegeben vom Kurve e.V. –
Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Herstellung:
kraus print u. media GmbH & Co. KG,
97618 Wülfershausen

**Kontakt
nummer**
c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15–17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter
Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Eva-Suzanne Bayer,
Renate Freyweisen [frey], Christiane Gaebert,
Heide Dunkhase, Frank Kupke [kup], Ulrich Karl
Pfannschmidt.
Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren
selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung
nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe: Pantone 333 C

Layout
Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

| | | | |
|--|--------------|-----------------------|--|
| Künstlerportfolio: | | | |
| € 100 | Ganze Seite | 180 x 240 (186 x 246) | |
| Gewerbliche Anzeigen: | | | |
| € 80 | Viertelseite | 77,5 x 100 | |
| € 100 | Halbe hoch | 77,5 x 205 | |
| € 100 | Halbe quer | 160 x 100 | |
| € 200 | Ganze Seite | 186 x 246 | |
| € 250 | Anschnitt/U4 | 186 x 246 | |
| alle Maße: Breite x Höhe in mm alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt. | | | |

Umschlagfarbe (Sponsoring):
€ 100 HKS-Farbskala
€ 125 Pantone-Farbskala
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

| | | |
|----------------------------------|--|--------------|
| € 42 | Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V. | 10 x 1 Heft |
| € 30 | Jahresabonnement | 10 x 1 Heft |
| € 30 | Geschenkabonnement | 10 x 1 Heft |
| € 60 | Förderabonnement | 10 x 2 Hefte |
| alle Preise inkl. gesetzl. MwSt. | | |

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung





Denken mit Rodin (rechts) und „Missie“ von Anton Puchegger (Mitte)

Parforcetour im Potpourri

„Hello World“ im Hamburger Bahnhof Berlin

Text und Fotos: Eva-Suzanne Bayer

Was im Ausstellungstitel „Hello World“ recht flapsig daherkommt, entpuppt sich beim langen Marsch durch das gesamte Areal des Hamburger Bahnhof Berlin auf 10 000 Quadratmetern als mühselige Parforsetour mit vielen Nebenwegen, über Brachland (Lücken), einige markante Schauplätze und mit zahlreichen Problemzonen. Mehr Potpourri als Parade-Parcours. In dreizehn Kapiteln, jeder für sich von einem eigenen Kurator betreut, versucht man die „Revision einer Sammlung“ (so der Untertitel der Ausstellung), nämlich die der Berliner Nationalgalerie und der dazugehörigen Häuser, und überlegt, wie diese Sammlung aussähe, hätten sich ihre Leiter nicht ausschließlich auf die Kunst Europas und Nordamerikas konzentriert. Nun sind Konjunktive in Bezug auf die Vergangenheit ohnehin müßig, zum einen, weil die Fakten irreversibel sind, zum anderen, weil niemand beweisen kann, die Alternative wäre die auf lange

Hand bessere Lösung gewesen. Besonders Letzteres schlägt bei dieser Ausstellung zu Buche. Denn was die Kuratoren hier - mit löblich ausführlichen Provenienzzlisten - aus den Depots der Nationalgalerie zogen oder von Leihgebern erhielten, macht den Gesichtskreis zwar weiter, aber nur in wenigen Fällen qualitativ breiter.

Fragwürdig ist bereits das erste Kapitel der Ausstellung „Woher kommen wir?“ Gleich am Eingang empfängt den Besucher eine Miniaturreplik von Rodins „Denker“ Auge in Auge mit dem Porträt der Schimpansin „Missie“, einst Publikumsliebling im Berliner Zoo, von Anton Puchegger. Was hier, laut Katalog, „augenzwinkernd“ gemeint ist, erinnert doch fatal an das Schlagwort vom „Kulturdarwinismus“, mit dem ehemals nicht-westliche Kulturen ins Abseits des „Primitivismus“ geschoben wurden und nur in Ethnologischen Sammlungen zu sehen waren. Völkerkunde eben, „noch“ keine Kunst.

Dabei steht, wie sich inzwischen herumgesprochen hat, fast die gesamte Klassische Moderne wie auch die Postmoderne auf den Schultern außereuropäischer Kulturen. Überzeugt, die abendländische Kunst, beginnend mit den Griechen über die Renaissance bis zum Historismus des 19. Jahrhunderts, sei am Ende und ohnehin ein „Irrtum“, zog Paul Gauguin, einer der Väter der Moderne, in die Südsee, um dort als „Wilder“ zu leben und nach ihrem Vorbild künstlerisch zu arbeiten. Picasso entwickelte über seine „Période Nègre“ den für die europäische Kunstentwicklung so wichtigen Kubismus; Ozeanisches und Afrikanisches prägten die deutschen Expressionisten. Constantin Brâncuși, Max Ernst, Jean Arp, der frühe Alberto Giacometti, Jean Arp, Rudolf Belling usw. bis zu Louise Bourgeois und zahlreiche heutige Künstler sind ohne die externen Einflüsse gar nicht denkbar. Sie alle versammeln sich dann in gewohnt schönem Zusammensein hinter „Denker“

und „Missie“, ohne auch nur ein einziges Vorbild in ihren illustren Kreis aufzunehmen. Geschweige denn anzudeuten, daß nicht nur formale Motive übernommen wurden, sondern eine verbindende kreative Kraft, eine gemeinsame Ursprünglichkeit jenseits des Akademismus beschworen werden sollte. Europäer ganz unter sich, wie gehabt. Das Thema ist zu komplex, um in einem so schmalen Rahmen mehr als Oberfläche zu zeigen.

Zu groß gewollt und viel zu klein belegt, daran kranken die meisten der angeschlagenen Themen. „Ein Paradies erfinden“ bringt nur ganz wenige Beispiele für den ausufernden Orientalismus im Gefolge des Kolonialismus und beginnenden Tourismus des 19. Jahrhunderts, konzentriert sich dann auf den in Dresden lebenden javanischen Künstler Raden Saleh, der mit seinen klischeesatten Gemälden als Begründer der indonesischen Moderne gilt, und Walter Spies. Der Deutsche siedelte sich 1923 in Bali an und gründete mit dem balinesischen Künstler I Gusti Nyoman Lempard die Gruppe Pina Maha (Große Kreativität). Mit den Volksszenen in Batiks schuf diese Gruppe einen hybriden Stil aus Folklore und dem, was man meinte, es komme bei westlichen Käufern gut an. Der Fokus auf Bali wird der reichen indonesischen Kunst dieser Zeit jedoch kaum gerecht.

Daß oft Kitsch herauskommt, wenn Westler sich allzu innig (und unkreativ) an fremde Gedanken und Stile anschmiegen, belegt vor allem das Beispiel von Heinrich Vogeler, 1872 in Bremen geboren und 1942 in einem Lager in Kasachstan gestorben. Ihm wird im außerordentlich breit gefächerten Kapitel „Tragbare Heimat“ um das ehemalige Jugoslawien (und weiter) außerordentlich viel Raum gegeben. Der Mitbegründer der Worpsweder Künstlergemeinschaft und Star des Jugendstils konvertierte, geschockt vom Ersten Weltkrieg, zu einem radikalen Kommunismus, reiste nach 1923 mehrfach in die UdSSR und siedelte 1931 dort an, was ihm weder biographisch noch künstlerisch bekam. Seine collagenhaften Gemälde der Spätzeit feiern den sozialistischen Realismus und sind eine Hymne auf den Stalinismus.

In Indien und Japan faßten nach dem Zweiten Weltkrieg westliche Stile, vorwiegend die Abstraktion, Fuß, machten die Welt einerseits, was die Vielfalt der Kunststile betraf, zum globalen Dorf, negierten andererseits strikt alles, was in den Jahrhunderten gewachsen und sich zu Hochkulturen entwickelt hatte.

Die Universalsprache Abstraktion kennt zwar keine nationalen Grenzen, aber auch keine originalen Dialekte, gibt wenig Raum für Individualität, gar Identität.



Alles Werke aus Indien



tät. Solchen Arbeiten kann man freilich schon länger in internationalen Kunstausstellungen begegnen. Wirklich gelungen und anregend sind nur zwei Kapitel der überbordenden Ausstellung. Da sind zunächst der Surrealismus und seine Begegnung mit den präkolumbianischen Kulturen Nord- und besonders Südamerikas. Im Schaffen der Surrealisten standen das Un- und Unterbewußte, auch das kollektive Unbewußte, der Traum, die frei schweifende Phantasie und das poetisch Geheimnisvolle von Beginn an im Mittelpunkt des Schaffens. Ein ohnehin grenzüberschreitender Gedanke. Im Zweiten Weltkrieg emigrierten zahlreiche Surrealisten nach Amerika – viele nach Mexiko –, wo sie nicht nur auf inspirierende, alte Kulturen trafen, sondern auch auf die Phalanx der Muralisten (Diego Rivera, David Alfaro Siqueiros, José Clemente Siqueiros), die indigene Stile benutzten, um die Geschichte des Landes volksnah zu illustrieren und Mexiko, verständlich für alle, dem Fortschritt zu öffnen. Hier entwickelte sich ein lebhafter Dialog zwischen der Avantgarde Europas und der die eigenen Wurzeln reflektierenden Moderne in Amerika. Hier fließen Lokales und Internationales, sich gegenseitig bereichernd und befruchtend zusammen.

Im Kapitel „Menschenrechte des Auges“ legen die Kuratoren Eugen Blume und Nina Schellenberger die zwischen 1900 und 1924 von dem Kunsthistoriker Aby Warburg entwickelte Methode der Ikonologie an die im Hamburger Bahnhof präsentierte Sammlung

Marx an – und das auf sehr lustvolle Art. Grob gesagt, besteht die Methode darin, daß Bilder nicht nur faktische Provenienzen (Vorbesitzer) besitzen, sondern auch visuelle und ideelle, daß sie auf Vorbildern gründen. Neben großformatigen Bildern der Amerikaner Robert Rauschenberg, Andy Warhol oder Keith Haring sind in großen „Sprechblasen“ Zeitungsfotos und Kunstdrucke zusammengestellt, die den jeweiligen Künstler – bewußt oder unbewußt – angeregt haben könnten. Verblüffendes und Überraschendes, Offensichtliches und auch Banales wohnen da

im kosmopolitischen Assoziations-Inventar eng, aber durchaus stimmig beieinander, denn das imaginäre Museum kennt keine Grenzen und keine Nationen, die die Nationalmuseen der Vergangenheit so gerne aufstellten und zogen. Aber das war ja auch der Sinn dieser Institutionen: Kunst der eigenen Nation zu sammeln und zu bewahren und damit den Stolz der Bevölkerung auf die „eigenen“ Errungenschaften und Leistungen zu mehren. Eine Haltung, die nicht nur Gutes brachte und heute obsolet ist/sein sollte.

Obwohl die einzelnen Kapitel und auch viele Werke von üppigen Texten begleitet werden, reichen die Informationen keineswegs aus, um ein stabiles Hintergrundwissen zu vermitteln. Ohne Fachführung oder die Lektüre des Katalogs irrt der Besucher oft recht ratlos zwischen den mitunter wenig aussagestarken Exponaten herum. Das umfassende Rahmenprogramm aus Vorträgen, Diskussionen, Filmvorführungen und Musikaufführungen mag da für den ortsansässigen Berliner hilfreich sein. Denn schließlich geht es um mehr, als um die „Revision einer Sammlung“. Es geht um die Revision langgehegter Denkweisen und Positionen. Es geht um ein zukunftsweisendes Konzept für Museen ganz allgemein, das auf Gemeinschaft und gegenseitigen Respekt gründet. ¶

Bis 26. August

Japans Spagat

Sonderausstellung „Natürlich Japan - Harmonie und Umwelt“ im Siebold-Museum

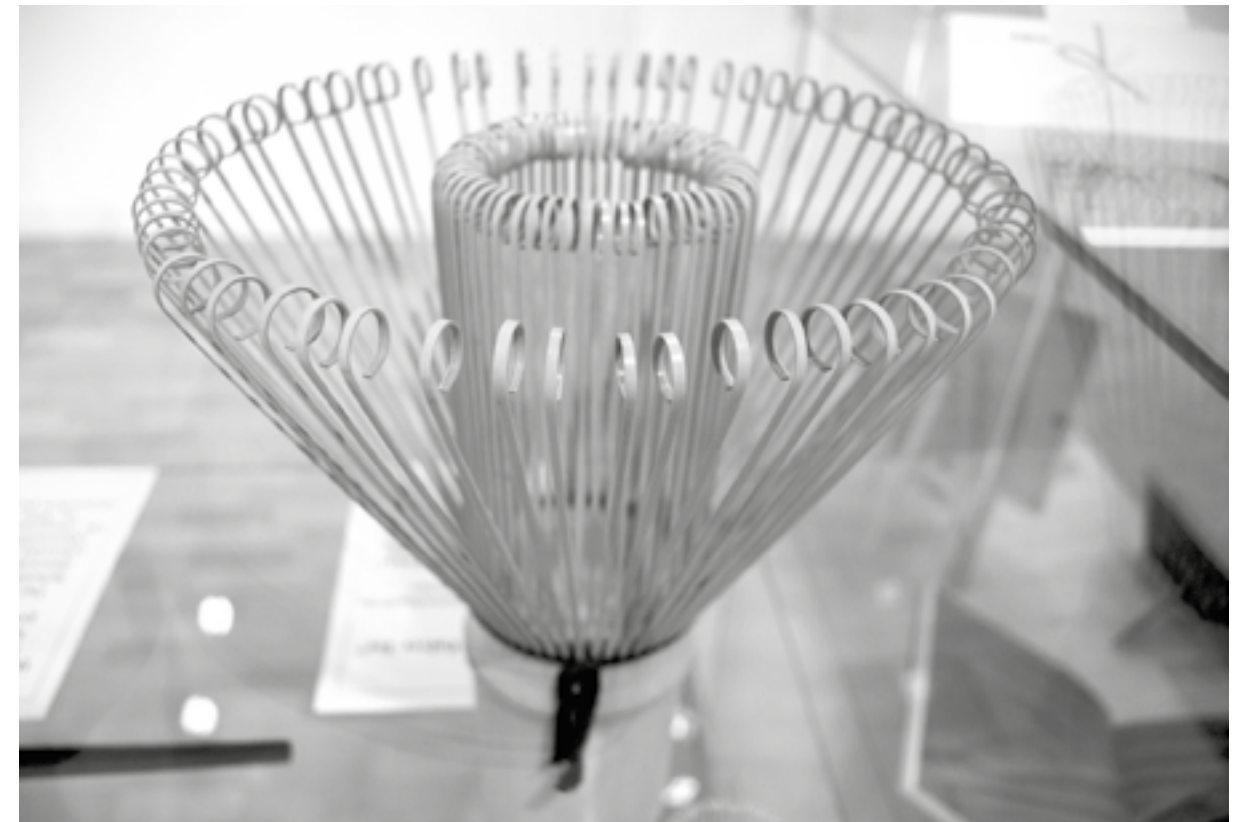
Text und Fotos: Frank Kupke

Mit einer neuen Sonderausstellung bietet das Siebold-Museum auf dem Bürgerbräu-Gelände einen umfassenden Einblick in das Verhältnis der japanischen Kultur und Zivilisation zur Natur. In Zusammenarbeit mit der derzeit in Würzburg stattfindenden Landesgartenschau, haben die Ausstellungsmacher einige besonders geeignete Objekte aus dem Bestand ausgewählt, anhand derer sich maßgebliche Aspekte der charakteristischen Beziehung des japanischen Lebens zur Natur aufzeigen lassen.

Unter dem Ausstellungstitel „Natürlich Japan - Harmonie und Umwelt“ werden im ersten Stock des Siebold-Museums die unterschiedlichen Facetten dieses Themas unter anderem auf den Feldern der Alltagskultur, des Handwerks und der bildenden Kunst entfaltet. Hierbei geht es beispielsweise von

der traditionellen japanischen Teezeremonie über die Blumensteckkunst Ikebana bis hin zu allem, was mit dem Schwertkampf zusammenhängt. Geboten werden Originalgegenstände und Erläuterungen in wunderschön gestalteten Vitrinen.

In vielerlei Hinsicht ist das Verhältnis zur Natur demnach bei den Japanern anders als im Westen. Maßgeblich ist hier nach den Worten des Vorsitzenden der Siebold-Gesellschaft, Wolfgang Klein-Langner, eine Grundhaltung, die sich von der europäischen deutlich unterscheidet. Egal ob es um eine Teezeremonie, die Vorbereitung und Durchführung eines Schwertkampfes oder die Gestaltung eines Gartens geht, entscheidend sei, daß alles Handeln aus der Meditation komme, so Klein-Langner gegenüber der *nummer*. Wichtig hierbei sei, daß der Mensch in der japanischen Vorstellungswelt der Natur nicht



Ein Besen zum Schaumigschlagen des Teespulvers (Matcha) im heißen Wasser bei einer traditionellen japanischen Teezeremonie. In dieser Größe kommt er allerdings nicht so häufig zum Einsatz. Die gebräuchlichen Besen sind etwa so groß wie ein Rasierpinsel.

als Widerpart gegenüber trete, sondern als Teil der Natur verstanden werde. Hintergrund sind hierbei nach Klein-Langners Darstellung klassische Inhalte der Shinto-Religion, bei der, vereinfacht gesagt, Pflanzen und Steine genauso wie Tiere als beseelt vorgestellt werden. „Das ist eine Vorstellung, die in Europa zurückgedrängt wurde“, so Klein-Langner. Ferner gebe es in der japanischen Kultur ein ganz anderes Verhältnis zur Vergangenheit. „Die Vorstellung von Antiquitäten in unserem westlichen Sinne gibt es in Japan nicht“, so Klein-Langner. „Wenn ein Schwert genauso gemacht ist wie vor 500 Jahren, dann spielt es keine Rolle, ob es von heute oder 500 Jahre alt ist.“

Auf Basis dieser Grundhaltung sei Tradition in Japan wie etwas ganz Selbstverständliches gegenwärtig. Klein-Langner: „Die Japaner schaffen diesen Spagat zwischen Tradition und Moderne.“ Ein moderner Japaner gehe tagsüber seinem Beruf im Anzug nach. Aber wenn er abends von der Arbeit nach Hause komme, ziehe er seine traditionelle japanische Kleidung an und setze sich auf seine Reismatte. Wie zwischen alt und neu, Umwelt und Zivilisation sei in Japan auch in der alltäglichen Kommunikation das oberste Prinzip die Harmonie, so der Vorsitzende der Siebold-Gesellschaft. Harmonie heiße hierbei unter anderem grundsätzlich, den Menschen, mit denen man zu tun habe, Unangenehmes zu ersparen. Das habe zur Folge, daß kritische Dinge unter Japanern nicht offen, sondern stets mit Umschreibungen ausgesprochen werden.

Harmonie im Umgang miteinander drücke sich allerdings auch in ganz alltäglichen, städtischen Gepflogenheiten aus, die hierzulande undenkbar seien. So könne man abends in den großen japanischen Städten die überraschende Beobachtung machen, daß, wenn die Straßen so gut wie leer sind, es dennoch eine Art und Läden gebe, die um diese Zeit voller Menschen seien: die Buchhandlungen. Die Menschen hielten sich dann in den Läden nicht in erster Linie auf, um zu kaufen, sondern um zu lesen. „In langen Schlangen stehen die Menschen in den Buchläden und lesen“, berichtet Klein-Langner. In Deutschland sei so etwas kaum vorstellbar, da hier erwartet werde, daß man etwas kaufe.

Geduld und Ruhe seien halt Dinge, die in Japan einen hohen Stellenwert hätten. Maßgeblich sei die Vorstellung, daß alles seine Zeit benötige. So käme beispielsweise mit Blick auf die Teezeremonie niemand auf die Idee, sich nach drei, vier Jahren Ausüben dieser Tätigkeit als Teemeister zu bezeichnen. „Dazu braucht es schon zehn, zwölf Jahre“, so Klein-Langner, der als ein Beispiel für jemand aus dem Westen, die es wahrlich zur Meisterin gebracht habe, auf die Würzburger Kera-



Die Miniatur eines Möbels mit Utensilien und Vorrichtungen, die für eine japanische Teezeremonie benötigt werden.

mikerin Mag Lutz verweist, von der einige ihrer besten Arbeiten in der Ausstellung zu sehen sind. Zu den zahlreichen Highlights der Ausstellung gehört aus Sicht des Siebold-Gesellschaft-Vorsitzenden Klein-Langner der originale Plan des Japanischen Gartens in Würzburg. Der Garten war der Beitrag von Würzburgs japanischer Partnerstadt Otsu zur Landesgartenschau von 1990, entworfen

hat ihn das Büro von Prof. Shiro Nakane. Neben der Sonderausstellung im Siebold-Museum zeigt die Siebold-Gesellschaft auf der aktuellen Landesgartenschau auch mit einigen anderen Veranstaltungen Präsenz. Und mit den Sonderschauen „Flora Photographica“ von Günter Beck und „Flora Japonica im Stickbild“ von Chizuko Kaneko und der Stickgruppe aus Nagasaki zeigt das Museum zudem die Wirk-

mächtigkeit des Schaffens des in Japan in der breiten Bevölkerung bekannten, aus Würzburg stammenden Arztes, Japan- und Naturforschers, Ethnologen, Botanikers und Sammlers Philipp Franz von Siebold (1796-1866) bis in die Gegenwart hinein. ¶

Gegen Ablehnung und Klischee

Malerinnen der „Verschollenen Generation“ in der Kunsthalle Schweinfurt

Von Renate Freyeisen

Malerinnen hatten und haben es schwer, sich durchzusetzen, sich zu behaupten gegen unwillige Ehemänner, Eltern und eine ablehnende Gesellschaftsmeinung, besonders zwischen den Weltkriegen und unmittelbar danach, als man von den Frauen im beginnenden Wirtschaftswunder verlangte, ihre Rolle als fortschrittliche Hausfrau zu erfüllen, als die vor dem Krieg Geborenen die neue Kunstströmung, die Abstraktion, nicht mehr mitmachten. Denn die meisten waren geprägt vom expressiven Realismus. Nach diesen Phänomenen fragt die neue Ausstellung in der Kunsthalle Schweinfurt, indem sie den Malerinnen der „Verschollenen Generation“ aus der Sammlung Joseph Hierling nachspürt.

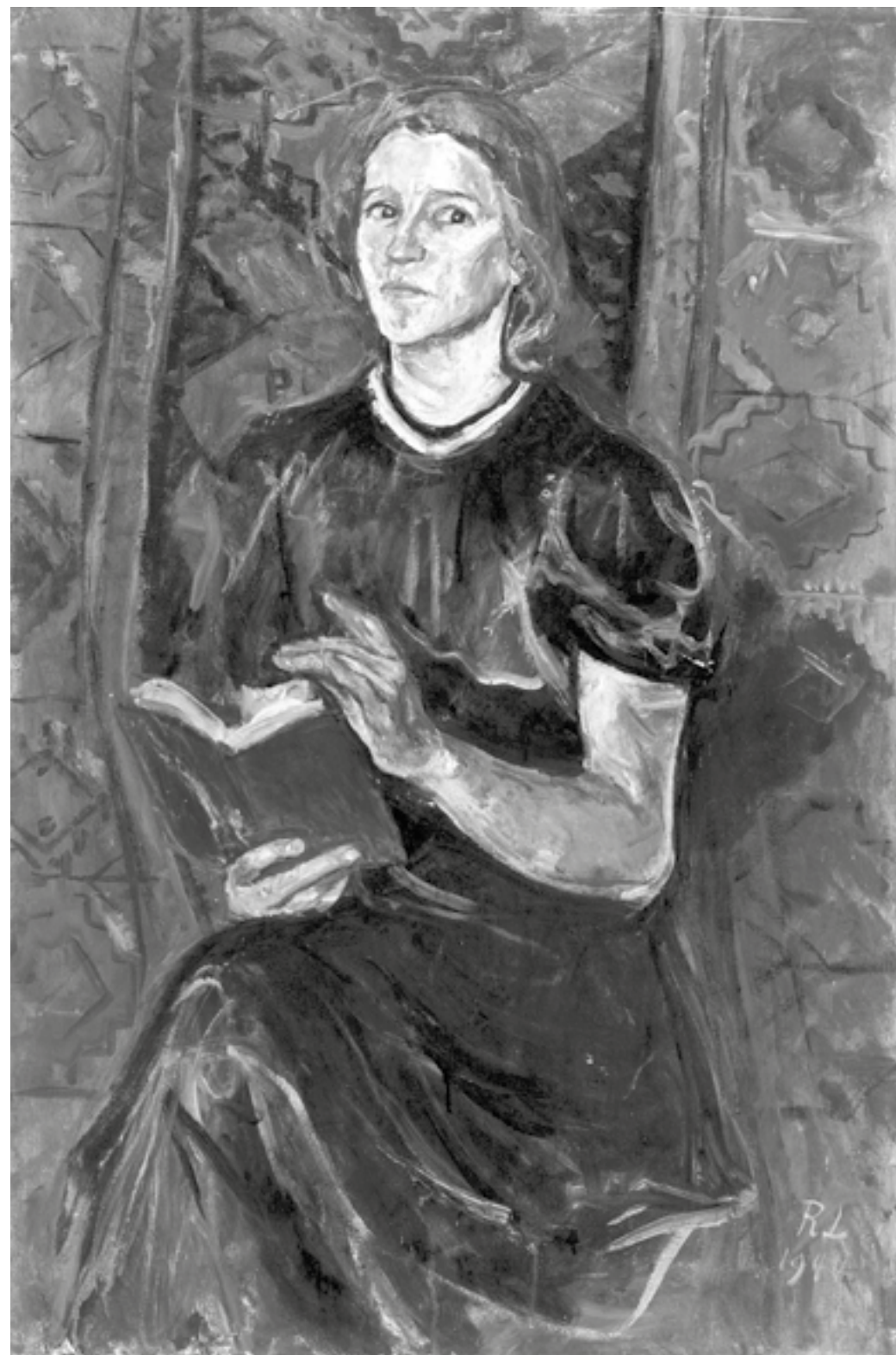
Von 25 Künstlerinnen werden 57 Werke gezeigt, ein geringer Teil dessen, was diese einst geschaffen haben. Denn durch Bombenzerstörung, Verlust der Wohnung oder des Ateliers oder auch schlicht Vergessen existiert das meiste nicht mehr. Gegen den Vorwurf des Dilettantismus, die Diskriminierung als Frau, die Nichtzulassung an den Akademien und Lehranstalten sowie die Festlegung als Mutter und Gattin mußten sich die um 1900 Geborenen ohnehin wehren. Obendrein waren sie nicht in einflußreichen Gruppierungen vereint, wurden von maßgeblichen Kritikern abgelehnt und von den Jurys negiert. Durch die Vielzahl der durch wenige Werke vertretenen Künstlerinnen und die verschiedenen Stilrichtungen von impressionistischen, realistischen bis expressionistischen Einflüssen war es sinnvoll, die Bilder nicht chronologisch, sondern nach Themen zu hängen.

So beginnt der Rundgang mit den Stilleben, kommt zum Menschenbild, was den Malerinnen am meisten am Herzen lag, und endet in Landschaftsbildern. Einige der Malerinnen weisen eine typisch weibliche „Karriere“ auf. So konnte Rose Sommer-Leypold, die immerhin an der Kunstakademie Stuttgart studiert hatte, sich erst voll der Malerei widmen, als sie befreit war von der Pflicht zur Bewirtschaftung des elterlichen Hofes und der Pflege des kranken Ehemanns; dennoch entstanden schon vorher farbstar-

ke Stilleben und Porträts. Die Menschenbilder von Otilie Kasper zeigen in ihrer skulpturalen Konturierung und ihrem flächigen Hintergrund die Nähe zur Bildhauerei, die sie ursprünglich gelernt, aber zugunsten ihres plastisch schaffenden Ehemannes Ludwig Kasper aufgegeben hatte. Daß vom Werk von Käthe Löwenthal, die bei Ferdinand Hodler und Adolf Hölzel studiert hatte, kaum etwas erhalten ist, ist darauf zurückzuführen, daß sie in einem Vernichtungslager der Nazis umgebracht wurde, von ihrem Hauptwerk aus dem Bombenhagel nur eine Aquarellmappe gerettet werden konnte. Die eindrucksvollen, etwas schwermütigen Landschaften lassen den Verlust nachempfinden. Else Lohmanns „moderne“ Malerei wurde von ihrem Mann, einem Kunstsammler, abgelehnt; sie schuf beeindruckend kraftvolle Bilder.

Olga Bontjes van Beek, die dem Worpsweder Künstlerkreis angehörte und deren Mann Töpfer war, hat stark abstrahierende Bilder mit rauher Oberfläche geschaffen, da sie Farbe auf sandigem Untergrund auftrug. Die Herkunft aus dem bäuerlichen Siebenbürgen und das spätere Leben im ländlichen Umfeld auf der Schwäbischen Alb prägen die Bilder von oft fast folkloristischem Zuschnitt von Grete Csaki-Copony. Eva Schulze-Knabe aus Dresden kam auf Grund ihrer politischen Einstellung unter den Nazis ins KZ, nach dem Krieg aber orientierte sie sich an der sozialistischen Ideologie im Osten Deutschlands und widmete sich dem arbeitenden Menschen; ihr Aquarell mit dem einsamen Mann in den Ruinen in Dresden legt Zeugnis ihres Könnens ab. Durch die Bilder auch der anderen „vergessenen“ Malerinnen werden wir an die Biographien dieser Frauen erinnert; es lohnt sich, hier Entdeckungen zu machen. ♪

Bis 2. September



Rose Sommer-Leypold, Schauspielerin, © Joseph Hierling

Die schöne Zauberin

Händel's Alcina an der Hochschule für Musik in Würzburg

Von Renate Freyzeisen

Jedes Jahr zum Ende eines Operschuljahres zeigt die Hochschule für Musik Würzburg in ihrem Theater in der Bibrastraße der Öffentlichkeit, welche Talente für die Bühne hier sozusagen im Stillen herangereift sind. Diesmal hatte sich Regisseur Holger Klembt, Verantwortlicher für die Gesamtleitung, ein Werk ausgesucht, das von der Handlung wie auch von den Gesangspartien her keineswegs zu den leichten zählt: Georg Friedrich Händels Zauberoper „Alcina“.

Doch wie soll man eine so verwickelte Geschichte um die schöne Zauberin Alcina heute einigermaßen glaubhaft vermitteln, die auf einer fernen Insel lebt und alle ihre Liebhaber und Eindringlinge in ihr Reich in Tiere oder Bäume verwandelt? Händel hat den Stoff in seiner 1735 in London uraufgeführten Oper nach dem Versepos von Ariost in dem Moment aufgegriffen, in dem die Herrscherin über die Insel der Glückseligkeit einem fremden Jüngling und Ritter Ruggiero verfallen ist, der seinerseits mit einer jungen Dame namens Bradamante verlobt ist; seine Braut und seine bisherige Vergangenheit hat er ganz vergessen wegen der Liebeskünste der verführerischen Alcina.

Die Konflikte beginnen, als Bradamante sich als Krieger verkleidet auf die Suche nach ihrem verschwundenen Bräutigam begibt und dabei auf die liebeshungrige Morgana, die Schwester der Alcina, stößt. Die verliebt sich sofort in den vermeintlichen Jüngling ...

Während Händels Musik die emotionalen Verwerfungen von Verliebtheit, Liebesrausch, Trauer, Verzweiflung bis hin zu Rachegeüsten recht realistisch nachempfinden lässt, lebt das Bühnengeschehen von eher unwirklichen Wendungen. Alles scheint letztlich wie ein Traum, wie ein Rauschzustand. Und Regisseur Klembt ließ sich in seiner gelungenen Inszenierung geschickt etwas Passendes einfallen: Er versetzte das Ganze in eine Gesellschaft von jungen Menschen, bei denen manches an eine Hippie-Kommune erinnerte. Diese bunt zusammengewürfelte Gemeinschaft bestand aus etwas überdrehten Aussteigern mit Liebeleien und Konflikten unter Paaren. Dieses muntere Hin und Her stellte sich heraus als eine deutlich theatralische Versuchsordnung, die am Schluß glücklich ausgeht, weil alle Beteiligten endlich zur Realität zurückkehrten und froh darüber waren, daß alles ja gar nicht so ernst gemeint war,

daß man ein nettes Spielchen miteinander veranstaltet hatte, wobei wenigstens die Gefühle kurzzeitig echt waren. Dieses Spielerische wurde immer wieder klar, etwa durch Umbauten auf offener Bühne oder wenn Morgana in vorgetäuschem Liebekummer über die scheinbare Untreue ihres Oronte bittere Tränen vergoss und dabei reichlich mit Papiertaschentüchern um sich warf. Alles das war nur Mittel zum Zweck, auch die Handy-Fotos von schönen Frauen im Publikum und Orchester, denn durch die gegenseitige Eifersucht kamen die beiden doch wieder zusammen. Auch der putzige Stofflöwe, angeblich der verzauberte Vater des Oberto, spielte augenzwinkernd darauf an, daß hier alles nur Theater war um Liebe, Macht über andere, Aufbegehren gegen die zugewiesenen Rollen.

Erst als in dieser künstlich-exotischen Palmenwelt auf der farbig fluoreszierenden Bühne von Andreas Herold die Traum-Visionen verschwanden, eine Spiegelwand sich herabsenkte, auf der man sein Abbild erkannte, und nach dem Zertrümmern des Pokals mit dem Zaubertrank der Alcina, wohl mit einer berausenden Droge, die ihr Macht verlieh, alle Kulissen entfernt waren und der nackte Bühnenhintergrund sichtbar wurde, konnten die Figuren der Oper und die Mitglieder des Chors in den Schlußjubel über die Befreiung in die Realität ausbrechen. Da hatten sich dann alle, bis auf Alcina und ihre Schwester, ihrer Theaterverkleidung entledigt, wurden zu normalen jungen Leuten von heute. Die Kostümierung als Soldaten oder Wachpersonal war passé, allein Alcina und Morgana trugen weiterhin die fröhlich-bunte Kleidung von Sylvia Rudolf, durch die ihre weibliche Attraktivität betont wurde. Daß die letztlich doch etwas krude Handlung nie langweilte, lag an schnellen Szenenwechseln und einer meist sehr bewegten Personenregie.

Und die Musik Händels machte alles zu einem Genuß. Das Barockorchester der Hochschule für Musik unter der sehr engagierten Leitung von Mario Gebert musizierte äußerst aufmerksam, gleich zu spüren in der schwungvollen Overtüre mit feinen Abschattierungen. Auch später in den orchestralen Vorspielen ließen die Wechsel zwischen traurig-weicher Grundstimmung, etwa durch die Blockflöten, und den schnellen, aufmunternden Klängen aufhorchen oder der Aufschwung vor dem Schlußchor aller Mitwirkenden, bei dem der vorher sehr ausgewogen von

oben herab singende Projektchor die Bühne stürmte. Auch die Begleitung einzelner Rezitative durch das Cello von Matthias Schick und die Solovioline von Stephan Dollansky unterstützte effektiv die Sänger. Daß hier Studierende erst auf dem Weg in eine Bühnenlaufbahn waren, war kaum zu spüren.

Vor allem Theresa Romes als Alcina triumphierte über alle mit ihrem glänzenden, vollen, schön gerundeten Sopran; ihr Plus war auch eine wirklich „bezaubernde“, verführerisch weibliche Ausstrahlung in ihren Bewegungen; dazu kamen eine überzeugende stimmliche Gestaltung der wechselnden Gefühle, die mühelose Bewältigung der Klippen ihrer schwierigen Partie, lockere Beherrschung der Koloraturen, kraftvolle, lang ausgehaltene Höhen, ohne daß sie je grell wurden. Bei dem von ihr angebeteten Ruggiero hatte sie aber keinen durchschlagenden Erfolg; Lena Elisabeth Vogler zeigte in dieser Hosenrolle, die sie manchmal etwas steif darstellte, sängerisch zwar viel Einsatz, aber ihrem in Tiefe und Mitte etwas engen Mezzosopran hätte man manchmal mehr differenzierte Farben gewünscht.

Dagegen war die kokette Morgana, die Schwester

Alcinas, bei der stets umtriebig sich bewegenden Melanie Diemer gut aufgehoben; ihr großer, voller Sopran zeichnete ihre kapriziösen Launen glaubhaft nach. Daß sie sich in Bradamante, verkleidet als etwas tapsiger Soldat, verliebt, war logischerweise nur von kurzer Dauer; Tamara Nüßl füllte diese Rolle der bedingungslos Treuen mit ihrem weichen Mezzosopran gut aus und betonte dabei eine gewisse Schwermut. Frisch und jugendlich keck präsentierte sich Maria Teresa Bäumler mit heller Stimme als Oberto, während Stefan Schneider als Security-Chef Oronte mit angenehm lockeren Tenor eher auf Männlichkeit setzte und so die reizende Morgana aus der Reserve locken konnte. Lukas Eder als Melisso und Vertrauter der Bradamante leitete die Vernichtungsaktion gegen Alcinas Reich mittels Molotow-Cocktails; in seinem Tarnanzug, ständig Bewaffnung mit sich herumschleppend, wirkte er dennoch irgendwie harmlos, und sein etwas offen geführter Bariton unterstützte dies noch.

Auch wenn am Schluß aller Zauber vorbei war – das Publikum war bezaubert und bejubelte lange die Leistungen aller Mitwirkenden. ♪



Eine zauberhafte Frau und ein schmucker Uniformträger Foto: Andreas Herold

Bürger.Liebe.Kunst.

Häuser und anderes

Text und Fotos: Ulrich Karl Pfannschmidt

Am Abend des 1. Juni 2018 hat die Kunsthalle Mannheim die Tür des Neubaus geöffnet und ihre wunderbaren Sammlungen den in langen Schlangen wartenden Besuchern präsentiert. Der Altbau, vom Architekten Hermann Billing in Formen des Jugendstils geplant, wurde 1909 eröffnet, zu gleicher Zeit wie die großartige Parkanlage zu Füßen des Wasserturmes auf dem Friedrichsplatz.

Von Beginn an wird die Kunsthalle von begeisterten Bürgern begleitet und getragen. Schon ein Jahr später kaufen neun Mannheimer für 90 000 Goldmark das berühmteste Bild der Sammlung: „Die Erschießung des Kaisers Maximilian von Mexiko“ von Edouard Manet. Wieder ein Jahr später gründet der Direktor der Kunsthalle, Fritz Wichert, mit Hilfe von Gewerkschaften und Sozialdemokraten „Den freien Bund zur Einbürgerung der Bildenden Kunst in Mannheim“, der bis 1914 auf 7000 Mitglieder wächst. Die Tat beweist das Ziel, alle Bürger über Schwellen und Klassen hinweg an die Kunst heranzuführen.

Im liberalen Baden konnte geschehen, was als Manifest gegen die Engstirnigkeit im Reiche Kaiser Wilhelm II. zu verstehen ist, der hier gewiß den Gottseibeiuns am Werke sah. Das Programm der Kunsthalle mit wöchentlichen Lichtbildvorträgen und Führungen für die Arbeiterschaft wirkt ins Reich weit über Mannheim hinaus. Während heute gern über Kunst für Eliten geschwafelt wird, galt der Zugang zur Kunst damals als Menschenrecht. Fortschrittlichkeit, Selbständigkeit im Denken und Mut zeigen sich auch in avantgardistischen Ausstellungen zu Wilhelm Lehmbruck, dem Expressionismus oder der Neuen Sachlichkeit, bis die Nationalsozialisten moderne Kunst als entartet verfeimten.

Mit einer von Säuberungen geschmälerten Sammlung und einem Bombenschaden beginnt unter einem Notdach die Nachkriegszeit. Nach Reparaturen erhält die Kunsthalle 1983 endlich einen Erweiterungsbau, der schon 1914 geplant, aber dem Ausbruch des 1. Weltkriegs zum Opfer gefallen war. In all den Jahren begleiten Stiftungen das Wirken der Kunsthalle, die intensiv den Aufbau einer

Sammlung von Skulpturen betreibt, deren vielleicht schönstes Stück der Große Fisch von Constantin Brâncuși ist. Ab 1977 unterstützt ein Förderkreis die Arbeit und Ankäufe der Kunsthalle. Als die Kunsthalle in die Jahre gekommen war, Mängel und Abnutzung eine Sanierung erfordern, regt die neue Direktorin Ulrike Lorenz 2008 einen Neubau an. Nach intensiver öffentlicher Diskussion neigt die Mehrheit der Bürger zu Abbruch der Erweiterung von 1983 und Neubau gegenüber der Sanierung.

Der Gemeinderat schließt sich dem Votum an, vorausgesetzt, Dritte beteiligen sich an der Finanzierung. Es wird ein Internationaler Wettbewerb ausgeschrieben, den das Architekturbüro Gerkan, Marg und Partner für sich entscheidet. 2011 geschieht ein Wunder, ein wahres Himmelsgeschenk, wie die Direktorin sagt. In der Tradition bürgerschaftlicher Stiftungen Mannheims sagen Hans-Werner Hector und seine Frau eine Spende von 50 Millionen Euro zu. Das deckt den größten Teil der Baukosten von ca. 68 Millionen.

2014 beginnt der Abbruch, im Jahr darauf der Neubau, von der Stiftung Kunsthalle betrieben, nicht von der Stadt. Neben öffentlichen Geldern, zum Beispiel aus der staatlichen Städtebauförderung trägt auch die Stiftung selbst einen hohen Anteil.

Im Dezember 2017 können die Mannheimer das Haus, noch ohne Kunstwerke, aber gemeinsam mit dem Bundespräsidenten zum ersten Mal besichtigen. Sie nehmen es voll Begeisterung in Besitz. Der Neubau erhält den Namen seines großen Spenders Hector, während der Altbau nach dem Architekten Billing-Bau genannt wird. Zusammen nehmen sie die für Mannheim typische Blockbildung auf, allerdings mit einer bedeutenden Adressenänderung. Der Haupteingang liegt heute in ausgezeichneter Lage am märchenhaften Friedrichsplatz, nicht mehr an der eher untergeordneten Moltkestraße.

Der Bau selbst folgt einer städtebaulichen Grundidee. Sechs dreigeschossige Türme stehen um einen Platz, von einander durch Abstände wie durch Gassen getrennt. Der Platz ist Zentrum, Markt mit



Information und Kasse, Lobby und Treffpunkt. Auf ihm erhebt sich eine Halle, hoch wie die Türme, mit gläsernem Dach.

Ein Gang verbindet alt und neu, Galerien und Brücken führen zu den Türmen. Die Räume in ihnen, „Cubes“ genannt, sind fensterlos, ausgenommen das oberste Geschöß mit seinen Lichtdecken. Sie sind nummeriert wie die Quartiere der Mannheimer Innenstadt. Die Zwischenräume mit großen Fenstern bringen Tageslicht in das Haus und besonders in die zentrale Halle. Die „Cubes“ können flexibel einzeln oder in Gruppen bespielt werden. Im Erdgeschoß sind drei Blöcke für Wechselausstellungen vorgesehen, zwei für ein Auditorium und das Café. Alle Türme und Klüfte werden zusammengefaßt und umspannt von der Haut eines bronzefarbenen Gewebes aus Edelstahl. Vielfalt in der Einheit. Mal dichter, mal weniger dicht, mal transparent, je nachdem ob dahinter Wände oder Fenster sind.

Das Haus prunkt nicht. Es will nicht Kunst sein, sondern Kunst beherbergen. Der Neubau distanziert

sich mit dem metallenen Gewebe vorsichtig vom roten Sandstein des Billing-Baus. Der bronzene Farbton harmonisiert den Abstand. Im Zwischenraum hinter dem Gewebe können Strahler das Haus bei Nacht und Dunkelheit zum Leuchten bringen. Eine eigene Terrasse mit herrlichem Blick wendet sich dem Friedrichsplatz zu. Sie ist den Freunden der Kunsthalle gewidmet. Hier können sie sich treffen, miteinander sprechen und Neues verabreden.

Neben wechselnden Ausstellungen wie zur Zeit mit einer Sonderschau der Leuchtkästen von Jeff Wall und der Präsentation der eigenen Sammlungen ist das Haus selbst von Kunst durchdrungen. Vor dem Eingang spiegelt ein Glasobjekt von Dan Graham die Besucher, auf dem inneren Platz hoch an einer Wand über dem Kassen- und Informationstand prangt ein reliefartiges Bild von Anselm Kiefer, in der Halle selbst schwingen im Kreise ein Stein und eine Uhr, Objekte von Alicia Kwade mit dem schönen Titel „Die bewegte Leere des Moments“.

Die Passage von Alt- zu Neubau führt vom Capricor-



Kunsthalle Mannheim-Ausschnitt



ne von Max Ernst zum Großen Fisch von Brâncuși, beiderseits flankiert von den leuchtenden Wolken der Installation von James Turrell, in deren Plasma hineinzugreifen kaum jemand unterlassen kann. Hängung und Ausstellung der eigenen Sammlung gewinnen mit ungewöhnlichen Ideen an Spannung, wie zum Beispiel viele verschiedene Plastiken in einem Raum zu stellen gleich einer sich in Bewegung befindenden Menge von Menschen oder Bildern dicht an dicht in Petersburger Hängung, mit Objekten

im Regal nach Art eines Schaulagers.

Im zweiten Geschöß hat die wichtige Arbeit von William Kentridge „The Refusal of Time“ – „Gegen den Lauf der Zeit“, aus der documenta 13 heraus gekauft, einen schönen Raum gefunden.

Gegenüber dem wertvollsten Bild der Sammlung, der „Erschießung des Kaisers Maximilian“, wartet eine doppelseitige, hölzerne Tribüne von Rita McBride auf den Ansturm der Betrachter.

Die Gehäuse der Kunsthalle haben seit Gründung bis zur jetzigen Eröffnung des Neubaus öfter ihre Gestalt verändert, sich den Zeitläufen und neuen Bedingungen angepaßt. Unverändert ist der Geist geblieben, der die Kunsthalle schuf. Sie ist mehr als ein Museum. Die Gründer wollten einen Ort, zur Einbürgerung der Kunst in die Stadt Mannheim, einen lebendigen Ort. Das Wirken aus dem Haus in die Gesellschaft mit zahlreichen Aktivitäten war Programm. Das haben sie erreicht. Über ein Jahrhundert lang haben weit-sichtige Leiter und Leiterinnen, Förderer, Spender, Helfer und Unterstützer eine Atmosphäre um die Kunst-

halle geschaffen, die einzigartig ist. Bürgersinn und Liebe zur Kunst sprechen für sich. ¶

Kunsthalle Mannheim Übergang Alt-Neu

Der alte Mann und die Stadt

Für Hemingway war Paris „ein Fest fürs Leben“. Heute ist sie lebendige Literaturgeschichte.

Text und Fotos: Markus Mauritz

Es beginnt wie oft bei Ernest Hemingway mit einer Kneipe: „Ein trostloses, heruntergekommenes Café“ in der Rue Mouffetard, in dem sich „die Schluckspechte aus der Nachbarschaft“ trafen. So erinnerte sich der Schriftsteller am Ende seines Lebens an das Quartier Latin in Paris, in dem er Anfang der 1920er Jahre als junger Reporter gelebt hatte. Damals machte er einen Bogen um das Lokal, weil er „den Geruch schmutziger Körper“ und den „sauren Geschmack von Trunkenheit“ nicht ertragen wollte. Schon ein erster Augenschein beweist heutigen Paris-Flaneuren, daß sich das intellektuellen-Viertel am linken Seine-Ufer seither mächtig herausgeputzt hat.

Die schmale Rue Mouffetard, die die Metrostation Les Gobelins mit dem Place de la Contrescarpe verbindet, präsentiert sich heute als brodelnde Gourmet-Gasse. Rund tausend Meter Restaurants, Lebensmittelläden, Imbißbuden, Obststände, rund tausend Meter bunter Düfte und Aromen, die aus den Häusern auf die Straße strömen. Keine Spur mehr von den „Hock-Klosetts der alten Mietshäuser“, von denen Hemingway in seinem Erinnerungsbuch „A Moveable Feast“ (dt. Paris – ein Fest fürs Leben) schrieb. Der Place de la Contrescarpe ist neu gepflastert, auf dem Mäuerchen rund um den Springbrunnen in der Mitte sitzen junge Leute und tippen in ihre Mobiltelefone, und dazu spielt ein Straßenmu-



„Tuileries“ - Ziegelbrennereien – standen einst dort, wo sich heute zwischen dem Louvre und dem Place de la Concorde der Jardin des Tuileries befindet.

siker auf seinem Akkordeon. Eine Pariser Idylle wie aus dem Baedeker, auch wenn sich der Musikant auf Nachfrage später als Osteuropäer zu erkennen gibt. So nah am Panthéon ist es nicht leicht ein freies Tischchen in einem der Lokale zu finden, die sich wie die Perlen an einer Schnur um den Platz aneinanderreihen. In einem Café, das so heißt wie die Adresse – „La Contrescarpe“ – haben wir schließlich Glück. Hemingway mußte seinerzeit zum Place Saint-Michel stapfen, bis er „zu einem guten Café kam“. Der damals völlig unbekannte Autor war Ende 1921 gemeinsam mit seiner Frau nach Paris gekommen. Ihn lockte wie Tausende Amerikaner das ungebundene und künstlerisch inspirierende Leben in der europäischen Metropole. Die Amerikaner hatten an der Seite der Franzosen wenige Jahre zuvor den Krieg gewonnen, aber Frankreich steckte dennoch in einer Wirtschaftskrise. Die heftigsten Kämpfe hatten auf französischem Boden stattgefunden, Millionen junger Männer waren gefallen oder prägen jetzt als Invaliden das Straßenbild. Und während in den USA die Roarin' Twenties anrollten, blieb der Lebensstandard in Frankreich bescheiden. Aber wer Dollars in der Tasche hatte, war „King“.

Dem Arztsohn aus der amerikanischen Provinz ging es allerdings nicht nur um das Bohème-Leben. Nach Paris kamen in jenen Jahren die bedeutendsten Vertreter der amerikanischen Moderne: Henry James, Ezra Pound, T.S. Eliot, F. Scott Fitzgerald, John Dos Passos oder Sherwood Anderson, und ihr Treffpunkt war der Salon von Gertrude Stein in der Rue Fleurus 27. Ein wenig andächtig steht man angesichts von soviel Literaturgeschichte heute vor dem vierstöckigen Gebäude mit den französischen Balkonen vor den Fenstern und dem schmiedeeisernen Tor, hinter dem man einen kleinen Garten zu erspähen glaubt. Nebenan wären Büroräume zu mieten, steht auf einer Reklametafel. In diesem Haus Nummer 27 wurde also der Begriff „verlorene Generation“ geprägt. Gertrude Stein hatte gehört, wie der „patron“ ihrer Garage seinen Automechaniker beschimpfte: „Ihr seid alle eine génération perdue – eine gottverlassene Generation“. Gertrude Stein griff die Formulierung auf und wandte sie auf alle Kriegsteilnehmer an, weil diese vor nichts Respekt hätten und sich zu Tode öffen: „You're all a lost generation, exactly as the garage keeper said!“

Hemingway setzte alles daran, um die Schriftsteller dieser Epoche kennenzulernen und von ihren Kontakten zu profitieren, um sich allerdings in seinem späteren Leben mit jedem von ihnen zu überwerfen. Die Bücher, die er las – Turgenjew, D.H. Lawrence, Dostojewski – liebte er sich im Buchladen von Sylvia

Beach in der Rue de l'Odéon 12, denn „damals gab es kein Geld, um Bücher zu kaufen“ – in those days there was no money to buy books. Sylvia Beach war ebenfalls eine Amerikanerin – eine ex-patriate – die 1919 in Paris ihre heute weltberühmte Buchhandlung „Shakespeare and Company“ gegründet hatte. Als die Deutschen Paris besetzten, mußte sie 1941 ihr Geschäft schließen. 1945 revanchierte sich Hemingway, der als Kriegsreporter im Gefolge der US-Army nach Paris kam, indem er – so zumindest die Darstellung von Sylvia Beach – die Rue de l'Odéon höchst persönlich zurückeroberte, um anschließend „den Keller im Ritz zu befreien“.

Im Keller dieses legendären Hotels am Place Vendôme 15 zwischen der Oper und den Tuileries lagerten zwanzig Jahre lang auch die beiden Koffer Hemingways mit seinen Notizen und Aufzeichnungen aus seiner Zeit in Paris nach dem Ersten Weltkrieg. 1956, als er gerade wieder einmal in der französischen Hauptstadt war, ließ er sich diese Unterlagen bringen, um seine Paris-Erinnerungen „Ein Fest fürs Leben“ zu schreiben. Es wurde Hemingways letztes Buch.

Daß es „Shakespeare and Company“ heute (wieder) in Paris gibt, verdankt die Welt dem kauzigen George Whitman, der nach dem Zweiten Weltkrieg aus den USA eigentlich zum Studium nach Paris gekommen war. 1951 eröffnete er am linken Seine-Ufer in nächster Nähe zur Notre Dame einen american bookstore. „Le Mistral“, wie der Laden zunächst hieß, war eine „als Buchhandlung getarnte sozialistische Utopie“: ein Lesesaal, eine Leihbibliothek, eine Unterkunft für angehende Schriftsteller, und eben eine Buchhandlung für englischsprachige Literatur. Als Hommage an Sylvia Beach nannte Whitman ab 1964 sein Geschäft „Shakespeare and Company“. Daß Hemingway niemals einen Fuß in diesen Laden gesetzt hat, dürften die wenigsten Touristen wissen, die sich ehrfurchtsvoll durch die vollgeräumten Räume drängeln. Aber auch das heutige „Shakespeare and Company“ ist ein „warmer, fröhlicher Ort – a warm, cheerful place – mit Tischen und Regalen voller Bücher, mit Lesetipps im Fenster und Fotografien berühmter Schriftsteller an der Wand“.

In der Rue de l'Odéon 12 erinnert heute ein Schild auf Höhe des ersten Stocks an eine andere Großtat Sylvia Beachs: „En 1922 dans cette maison M^{lle} Sylvia Beach publia Ulysses de James Joyce“. Neben der Steintafel fällt der Blick auf einen kleinen Balkon mit zwei tristen Blumentöpfen. Darunter befindet sich ein eher bescheidenes Textilgeschäft. Aber 1922 hatte „Fräulein Sylvia Beach“ hier den Jahrhundert-Roman des irischen Schriftstellers verlegt – weil sich sonst

Shakespeare and Company ist die vielleicht berühmteste Buchhandlung der Welt und heute ein Touristen-Magnet. Die wenigsten wissen allerdings, daß der Laden von Sylvia Beach ursprünglich woanders stand.



niemand an das Projekt wagte und weil James Joyce in der englischsprachigen Welt als obszön verpönt war.

Hemingway feilte derweil noch an seinem eigenen Schreibstil. In Paris hatte er nicht nur die literarische Avantgarde kennengelernt, sondern auch die Bilder von Picasso, Matisse oder Braque. „Ich lernte etwas von der Malerei Cézannes, daß nämlich einfache, wahre Sätze noch lange nicht ausreichen, um den Geschichten jene Dimension zu geben, die mir vorschwebte.“ Wegen Cézanne ging er „fast täglich“ ins Musée du Luxembourg, „wo die großartigen Gemälde waren, die jetzt meist im Louvre oder im Jeu de Paume hängen.“ Zuvor schlenderte er noch durch den Jardin du Luxembourg. So nahe an der Universität treffen sich heute hier die Studenten, um gemeinsam zu lernen, sich eine kleine Auszeit zu gönnen oder ein mitgebrachtes Brötchen zu knabbern. Ein breiter Weg führt um das blasse Rasenstück im

Zentrum des Parks, und eine wuchtige Balustrade aus Kalkstein umrundet die ganze Anlage, als wäre sie eine antike Arena. Wenn es im Museum dunkel wurde, spazierte Hemingway durch den Garten zu Gertrude Steins Atelier. Mit leerem Magen und immer in der Hoffnung auf den großen Erfolg - eines Tages! Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, wie der angehende Schriftsteller über den Schotter schlurfte und der feine Kalkstaub an seinen Schuhen kleben blieb.

Wenn Hemingway dem Hunger nicht mehr widerstehen konnte, trieb es ihn in die Brasserie Lipp auf dem Boulevard Saint-Germain 151. Dort bestellte er eiskaltes Bier in einem großen Glaskrug und Kartoffelsalat: „Die pommes à l’huile waren fest und mariniert und das Olivenöl köstlich.“ Für heutige Epigonen kommt kein anderes Lokal in Frage, um von Hemingways Paris Abschied zu nehmen. Nur, daß jeder Fremdenführer vor den dortigen Kellnern warnt, die



Île de la Cité - Immer wieder kam Ernest Hemingway an den Fluß, zum Bummeln, zum Fischen oder einfach nur zum Schauen.



Im Shakespeare and Company ist die Zeit noch lebendig, als Nachrichten einfach ans Schwarze Brett geklemmt wurden.

„all ihre jahrelang geprobte und erlernte Arroganz“ an den Touristen auslassen und für die Gäste an den Katzentischen in den oberen Stockwerken „nichts als Spott und Hohn übrig“ haben.

Wir wagen uns trotzdem in das edle Brauhaus mit wertvollen Fayencen an den Wänden und aufwendigen Dekors an den Decken. Feinster Jugendstil empfängt uns - und ein freundlich lächelnder Kellner in feinem Zwirn mit schwarzer Fliege. Natürlich bekommen wir den Platz direkt am Fenster wie einst Hemingway „mit dem Spiegel im Rücken und dem Tisch vor uns“. Wir bestellen Bier, Stella Artois, und der Kellner ist sogar zum Plaudern aufgelegt. Er stamme aus Tunesien, sagt er, und er arbeite erst seit drei Monaten im Lipp. Ja, von den vielen berühmten Leuten, die hier schon gegessen hätten, habe er gehört, und nein, den Namen Ernest Hemingway kenne er nicht: „Je regrette!“

Gigant der amerikanischen Literatur

Philip Roth - Sexist, Misogyn, Antisemit, Prophet, existentieller Provokateur?

Von Heide Dunkhase

Die obigen Bezeichnungen geben nur eine kleine Auswahl dessen wieder, was über Philip Roth im Laufe seines Lebens schlagwortartig geschrieben wurde. Er starb am 22. Mai 2018 im Alter von 85 Jahren in New York.

Seit langem galt Philip Roth als unbedingt eines Nobelpreises würdig, im Jahr 2000 schlug z.B. Saul Bellow, Vorbild und Schriftstellerkollege, ihn der Schwedischen Akademie als geeigneten Kandidaten vor, aber das Nobelpreiskomitee reagierte nicht. Jedoch mußte sich Philip Roth über mangelnde Anerkennung nicht beklagen. Zweimal (1960 und 1995) wurde er mit dem National Book Award, der höchsten Auszeichnung der USA, ausgezeichnet, außerdem erhielt er den Pulitzer Prize (1998), den Man Booker International Prize (2011), dreimal den PEN/Faulkner Award (1994, 2001, 2007), den Franz-Kafka-Literaturpreis (2001), den Prix Médicis Etranger (2002) und viele andere mehr. Er war das älteste Mitglied der American Academy of Arts and Letters, und in einem Nachruf in der New York Times konstatierte Dwight Garner: „The death of Philip Roth marks, in its way, the end of a cultural era as definitely as the death of Pablo Picasso in 1973.“

Hohe Auszeichnungen und großes Lob in der Tat! Wer war nun dieser Schriftsteller, dem auf der einen Seite brillante Erzählkunst und tiefer Einblick in die menschliche Psyche bescheinigt, auf der anderen empathielose, karikierende Darstellung seiner Frauengestalten vorgeworfen wird und dem – angesichts des augenblicklichen Präsidenten der Vereinigten Staaten – gar prophetische Kräfte zugesprochen werden?

Philip Roth wurde 1933 in Newark geboren und wuchs in einer assimilierten jüdischen Familie auf. Ein Jurastudium brach er ab, um Literaturgeschichte zu studieren. Bereits 1958 hatte er mit seinem Debüt, dem Erzählband „Goodbye, Columbus“, einen bemerkenswerten Erfolg. Er erhielt zum ersten Mal den National Book Award.

Seitdem verfaßte er 30 Romane, zahlreiche Kurzgeschichten und Essays und war nach dem Tod von Saul Bellow, Norman Mailer und John Updike der letzte Vertreter einer äußerst produktiven Generation weißer, männlicher Schriftsteller, die das Ameri-

ka der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entscheidend prägten. Allein mit den elf Romanen, die er zwischen 1995 und 2010 schrieb, erwies er sich als ihr Meister. Besonders sei in diesem Zusammenhang die sog. American Trilogy genannt, „American Pastoral“, 1997, „I married a Communist“, 1998 und „The Human Stain“, 2000, in denen er sich den Ruf eines Chronisten amerikanischen Lebens erwarb. Hier haben wir den Giganten der amerikanischen Literatur (s.o.)

Der Vorwurf des Sexisten, Misogyns, ja des Antisemiten, wurde bereits nach Erscheinen des bereits erwähnten Erstlingswerks „Goodbye, Columbus“ laut, zusammen mit empörten Reaktionen der jüdischen Community, die ihn bezichtigte, antisemitische Klischees zu bedienen. Philip Roth verwahrte sich zeit seines Lebens dagegen und rechtfertigte sich mit dem Hinweis auf die Autonomie der Literatur. Diese dürfe nicht zur Propaganda werden, indem sie unrealistische Helden schaffe, sondern müsse wahre Menschen darstellen. Ebenso wehrte er sich dagegen, daß seine Romane mit moralischen Maßstäben gemessen wurden, vor allem nach dem Furor, den sein viertes Buch „Portnoy's Complaints“ (1969) entfachte. Das in sexuell explizierter Sprache verfaßte Bekenntnis Alexander Portnoys, eines notorischen Onanierers, beschreibt die Qualen eines jungen, jüdischen Mannes, der unter seiner dominanten Mutter, seinem schwachen Vater und unerfüllbarer sexueller Begierde leidet.

Für den Autor Nathaniel Rich war der Roman eine Offenbarung. „I felt that he spoke directly to me. I had never before met a writer who knew me“, wohingegen auch dieses Werk die Romanautorin Dara Horn zu einem Artikel in der New York Times mit dem schönen Titel „What Philip Roth Didn't know About Women Could Fill A Book“ veranlaßte. Die Schriftstellerin Jacqueline Susan bekannte in diesem Zusammenhang „that she'd love to meet Roth but did not want to shake his hand“. Ganz abgesehen von diesen divergierenden Reaktionen ist der Roman sarkastisch, ironisch, witzig. Ein anderer Aspekt wird hier übrigens sichtbar, daß nämlich Alexander Portnoy und andere Protago-

Ein Werk von Philip Roth



nisten seiner Bücher Abbildungen von ihm selbst, Philip Roth, seien. Er bestand auf der Fiktionalität seiner Figuren, eine Autobiographisierung seines schriftstellerischen Werkes lehnte er strikt ab. Dieser Gefahr sollte der Leser auch bei der Lektüre des Romans The Plot Against America nicht erliegen, obwohl er einerseits ein Familienroman ist über eine Familie Roth mit u.a. einem Sohn Philip aus Newark, die im Jahre 1939 in die politischen Wirren Amerikas gerät. Der Roman, der jetzt zu Zeiten Donald Trumps erneute Aufmerksamkeit erregt, kombiniert historische Fakten, die der Autor im Anhang detailliert erläutert, und Fiktion. Der Protagonist ist Charles Lindbergh, einstiger amerikanischer Held wegen seiner Non-Stop-Überquerung des Atlantiks in 33 Stunden. Lindbergh war ein erwiesener Nazi, hatte von Hermann Göring eine Auszeichnung erhalten (Fakt) und will in diesem Roman amerikanischer Präsident werden, was ihm auch gelingt (Fiktion). Fakt ist auch, daß Lindbergh Mitglied des 1940 gegründeten America First(!) Committee war, einer Vereinigung amerikanischer Isolationisten, die sich dem Liberalismus Franklin D. Roosevelts widersetzten.

Der Lindbergh des Romans macht gemeinsame Sache mit Nazideutschland und schürt antisemitische Pogrome. Aufgrund dieses Romans, der 2004 als Angriff auf die Bush-Regierung gesehen wurde, wird Roth neuerdings als Prophet verstanden, der das Elend der Trump-Ära vorhergesehen habe.

Tatsächlich sind die Parallelen faszinierend beziehungsweise beängstigend. Wie Donald Trump, der Isolationist und Rassist, hält Charles Lindbergh nichts von öder Regierungsarbeit, sondern läßt seine Statements spontan von seinem Flugzeug aus, in dem er ständig herumfliegt, verlautbaren. Twitter gab es ja damals noch nicht. Philip Roth sah sich allerdings nicht als Propheten. In einem Interview kurz vor seinem Tod sagte er dazu: „It's the difference in stature between a President Lindbergh and a President Trump. Charles Lindbergh, in life as in my novel, may have been a genuine racist and an anti-Semite and a white supremacist sympathetic to Facism, but he was also – because of the extraordinary feat of his solo trans-Atlantic flight at the age of 25 – an authentic American hero 13 years before I had him winning the presidency.“ Im Vergleich dazu sei Trump ein kolossaler Betrüger, die böartige Summe seiner Schwächen, der nichts vorzuweisen habe als die hohle Ideologie eines Größenwahnsinnigen. Das heißt mit anderen Worten: Die Realität Donald Trumps übertrifft selbst die Vorstellungskraft eines „Giganten der amerikanischen Literatur“! Es bleibt der Begriff des existentiellen Provokateurs, geprägt von Rainer Moritz auf Zeit-Online.

Der Provokateur ist hinreichend beschrieben. Das Existentielle sind die Leitthemen, die diesen Autor und seine Protagonisten umtreiben: Sexualität und Begierde, Krankheit und Tod, Probleme des Alterns und Selbstzweifel, jüdische Identität und Rassismus, zugegeben all dies aus einer rein männlichen Perspektive.

Was Philip Roth zu einem wirklich großen amerikanischen Romancier macht, sind überdies seine Fabulierlust, die Treffsicherheit seiner Charakterzeichnung und die Bandbreite von Sarkasmus, Ironie, Humor und Melancholie, die seine Romane auszeichnen und ihn nicht so bald in Vergessenheit geraten werden lassen, obwohl, wie es anfangs hieß, mit seinem Tod im Mai 2018 eine Epoche zu Ende ging, „the end of a cultural era as definite(. . .) as the death of Pablo Picasso in 1973“. ¶

✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✂

Wenn Kunst mehr ist als etwas, das man beim Verlassen einer Ausstellung hinter sich lassen kann, sondern das einen weiter im Alltag beschäftigt, dann hat sie schon ziemlich viel erreicht. Bei der Präsentation „Gediegenes Au“ der Münchner Künstlerin **Susu Gorth** im **Marktheidenfelder Franck-Haus** ist das der Fall.

Ihre mal an Kultgegenstände, mal an Urzeittiere erinnernden großen Objekte sind oft aus Bauschaum oder anderen modernen Materialien hergestellt, die sie mitunter mit Goldspray überzieht (daher auch der Titel, der in der Mineralogie der Fachbegriff für in der Natur aufgefundenenes reines Gold ist). Diese Gestaltungsweise verleiht den Kunstwerken eine Ausstrahlung von gebrochenem Pathos.

Daß Gorth in Marktheidenfeld aufgewachsen ist, den derb-fränkischen Barock kennt und ihn durchaus auf die Schippe nimmt, ist unübersehbar. Vordergründige Schönheit ist nicht Gorths Ding. Dafür aber das Spiel mit Assoziationen und Bedeutungsschichten im wortwörtlichen Sinn. Das kann dem Besucher Spaß machen. Der Eintritt ist frei.

Öffnungszeiten: Mittwoch bis Samstag 14-18 Uhr, Sonntag 10-18 Uhr. Bis 19. August.

[kup]

Bis zum 16. September 2018 zeigt die **KiNA, die Künstlerinitiative Neustadt/Aisch**, in den **Museen des Alten Schlosses Neustadt/Aisch** eine Ausstellung zum Thema „Sum, sum, sum – Kunst und Bienen“. Sie ist entstanden in Zusammenarbeit mit den Imkervereinen des Landkreises und mit Unterstützung der Stadt Neustadt/Aisch.

Beteiligte Künstler: Monika Burkart, Peter Gramming, ushi f, Andreas Riedel, Walter Gramming, Manfred Hoenig, Jürgen C. Ernst, Christine Kestler & Maria Schwarm, Ulli Kaiser, Beate Pörtl, Dietmar Lisson, Bettina Rulf, Dieter Uhlschmidt, Peter Pabst.

Die KiNa schreibt zum Ausstellungskonzept, das das Bienensterben thematisiert u. a.: „... Im Zusammenhang mit dem Menschengeschlecht schleicht sich nun auch langsam die Erkenntnis ein, daß wir uns ohne Bienen an den Rand unserer eigenen Existenz bringen.“
Öffnungszeiten wie Karpfenmuseum Neustadt/Aisch, Mittwoch, Freitag, Samstag und Sonntag, 14-17 Uhr.

[sum]

Am Samstag, den 21. Juli, eröffnete im **Museum für Franken** (Festung Marienberg, Würzburg) die Ausstellung „Gärten in Unterfranken – Mensch und Natur im Porträt“.

Die **Kuratorin Katja Tschirwitz** ist Musik- und Kulturjournalistin und hat die Ausstellung gemeinsam mit der Agentur **KulturPartner Bayreuth** konzipiert, organisiert und realisiert.

Die Ausstellung ist in Würzburg bis 21. Oktober 2018 zu sehen. Danach wandert sie zwei Jahre lang durch ganz Unterfranken. www.museum-franken.de

[sum]

Die **VKU** eröffnet am 28. Juli um 19 Uhr im Würzburger Spitale an der Alten Mainbrücke, Zeller Str. 1, die Ausstellung „**Wie lange ist ein Augenblick?**“ mit Fotografien von **Heide Eggermann**.

Das Wort Fotografie stammt aus dem Griechischen und bedeutet „Malen mit Licht“. Heide Eggermann nimmt diese Bedeutung wörtlich und malt ihre Bilder mit der Kamera. Durch das Spiel mit Licht, Zeit und Bewegung entstehen Bilder, die eher an Gemälde erinnern als an Fotografien. Sie erzählen Geschichten, die länger währen als einen Augenblick. Ausstellung bis 26. August. Geöffnet: Dienstag bis Freitag von 10-13 Uhr.

[sum]

Städtische Kultur mal drei. Kulturamtsleiterin Sybille Linke, der neue Kultur- Schul- und Sportreferent der Stadt Würzburg Achim Könneke (Mitte) und Ex-Kulturamtsleiter Johannes Engels.



Foto: Achim Schollenberger

Anzeige



„Wo aber der Wein fehlt, stirbt der Reiz des Lebens.“ EURIPIDES

Freuen Sie sich auf reizvolle Veranstaltungen rund um den Wein bei den Events des Staatlichen Hofkellers in Würzburg.

www.hofkeller.de



Verbundenheit ist einfach.



gut-fuer-mainfranken.de

Wenn man einen
Finanzpartner hat,
der Vereine und Projekte
in der Region fördert.

 Sparkasse
Mainfranken Würzburg